

Umwelt psychologie

14. Jg., Heft 1 (26), 2010



- Schwerpunktthema:
Architekturpsychologie
- Mobilitätsverhalten
- Buchrezensionen



Architekturpsychologie

Einführung in das Schwerpunktthema

Riklef Rambow, Kai Schuster & Joachim Schahn

Innerhalb der Umweltpsychologie stellt die gebaute Umwelt in den letzten Jahren nur noch ein Randthema dar. Die Zeitschrift „Umweltpsychologie“ bildet in dieser Hinsicht die Verhältnisse innerhalb der deutschsprachigen Forschungslandschaft – so wie sie etwa in der Fachgruppe Umweltpsychologie der Deutschen Gesellschaft für Psychologie repräsentiert ist – wohl recht präzise ab. Seit Erscheinen der Zeitschrift gab es zwei Schwerpunktheften, die sich gezielt Fragen der gebauten Umwelt widmeten: das Heft „Öffentliche Räume“ (7. Jhg., Heft 1, 2003) und das Heft „Stadtpsychologie“ (10. Jhg., Heft 2, 2006); außerhalb von Schwerpunktheften gab es nur wenige Einzelbeiträge, die sich zumindest am Rande mit gebauter Umwelt beschäftigen. Noch enger wird es, wenn man nicht die *gebaute Umwelt*, sondern die *Architektur* betrachtet (diese Differenzierung wird weiter unten genauer erläutert). Eine Stichwortsuche in allen Heften der UmPs meldet genau drei Einträge zu diesem Thema. Dies soll sich mit dem vorliegenden Heft ändern. Es ist durchaus auch als Plädoyer an die (Teil-) Disziplin Umweltpsychologie zu verstehen, den Bereich der gebauten Umwelt nicht vollends brach fallen bzw. in andere Teilgebiete der Psychologie abwandern zu lassen.



Riklef Rambow

Studium der Psychologie in Bielefeld, Promotion an der Universität Frankfurt/Main. Derzeit Professor für Architekturkommunikation am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) und Gastprofessor für Architekturvermittlung an der BTU Cottbus.



Kai Schuster

Studium der Psychologie in Eichstätt, Göttingen und Heidelberg (Dipl.-Psych.), Promotion in Kassel (Dr. phil.); Studium der Architektur und Promotion in Kassel (Dr.-Ing.); Mitarbeiter am Institut für Psychologie und Lehraufträge am FB Architektur der Universität Kassel; mit Marc Kirschbaum Partner des Büros /pragmatopia – architektur.stadt.leben/.



Joachim Schahn

Studium der Psychologie in Heidelberg (Dipl.-Psych., Dr. phil.), heute Akademischer Oberrat am dortigen Psychologischen Institut der Universität. Schwerpunkte und Interessen u.a. Erfassung und Förderung von Umweltbewusstsein und umweltbezogenem Verhalten, inhaltlich besonders in den Bereichen Energie, Mobilität und Umgang mit Müll. Mitherausgeber von „Umweltpsychologie“.

Es besteht kein Zweifel, dass Gestalt und Struktur gebauter Umwelten in vielfältiger Weise Einfluss auf menschliches Leben und Verhalten nehmen

Es kann keinen Zweifel geben, dass ein wesentlicher Teil unserer materiellen Umwelt „gebaute Umwelt“ ist. Würde man eine Zeitkontingenzstudie durchführen, um zu erfassen, welchen Anteil seiner Zeit der moderne mitteleuropäische Mensch in Gebäuden oder städtischen Umwelten (im Gegensatz zu natürlichen Umwelten) zubringt, so würden vermutlich Anteilswerte weit jenseits der 80 % ermittelt werden, ganz davon abgesehen, dass auch die meisten „natürlichen“ Umwelten Spuren gestalterischer Eingriffe und baulicher Tätigkeit aufweisen. Es kann zudem auch keinen wirklichen Zweifel darüber geben, dass Gestalt und Struktur dieser gebauten Umwelten in vielfältiger Weise Einfluss auf menschliches Leben und Verhalten nehmen. Es steht darüber hinaus auch außer Frage, dass die Art und Weise dieser Beeinflussung Gegenstand aktueller, relevanter und breit geführter gesellschaftlicher Diskurse ist; im „Call for papers“ für diese Ausgabe haben wir einige dieser Diskursfelder benannt:

- Die Veränderungen des städtischen Umfelds durch extremes Stadtwachstum in den sogenannten Megastädten Asiens, Afrikas, Mittel- und Südamerikas einerseits, durch Schrumpfung, Wegzug und demografische Veränderungen in vielen europäischen (und deutschen, zumal ostdeutschen) Städten andererseits;
- die Veränderungen der Arbeitswelt durch neue Arbeitsformen und Anforderungen sowie durch Fortschritte der Informations- und Kommunikationstechnologien. Diese haben die alte Dichotomie von Großraum- und Zellenbüros längst aufgelöst und durch vielfältige architektonische Mischformen ersetzt;
- die aktuellen Veränderungen im Bildungssektor, von denen auch räumliche Herausforderungen ausgehen; wie sieht eine zeitgemäße Ganztagschule aus? Wie können neue Lehr- und Lernformen durch räumliche Angebote sinnvoll unterstützt werden?
- Und nicht zuletzt: die enormen energetischen Anforderungen, die an neue Gebäude wie auch an den Bestand gestellt werden müssen, um die ehrgeizigen Klimaziele zu erreichen, und die nicht nur technologisch betrachtet werden können, sondern auch den Umgang der NutzerInnen mit ihren Gebäuden betreffen.

Damit sind nur die gegenwärtig aktuellsten Themengebiete benannt, die psychologisch bearbeitet werden könnten, zwei davon werden in den Beiträgen dieses Heftes vertiefend behandelt. Weitere Themen können, wie die anderen Beiträge zeigen, leicht hinzugefügt werden. Woran liegt es also, dass die Psychologie der gebauten Umwelt, und mehr noch: die Architekturpsychologie, dennoch ein solches quantitatives Schattendasein innerhalb der Psychologie führt? Die Frage kann und soll an dieser Stelle nicht erschöpfend beantwortet werden. Einleitend sollen hier nur einige Vermutungen dazu geäußert werden, in einigen Beiträgen dieses Heftes wird das Thema aufgegriffen und es werden weitere Gedanken dazu formuliert.

Einerseits ist festzuhalten, dass die gebaute Umwelt keineswegs schon immer den Part des Mauerblümchens innerhalb der Umweltpsychologie gespielt hat. In den späten sechziger, frühen siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als die Umweltpsychologie als „Environmental Psychology“ ihre Kontur entwickelte, verstand sie sich zunächst im Wesentlichen als eine Psychologie

der Interaktion mit materiellen Umwelten und ihren sozialen Korrelaten: Dafür stehen Ansätze und Konzepte wie Personal Space, Aneignung, Ortsidentität, Crowding, Behavior Setting. Und schon damals führte die Beschäftigung mit diesen materiellen Umweltfaktoren auch zur Entwicklung einer Architekturpsychologie im engeren Sinne, die sich also explizit auf „Architektur“ als ihren Gegenstand bezog, mithin nicht mehr auf gebaute Umwelt als bloße Materialität, sondern auf gebaute Umwelt als von Spezialisten geplante und hergestellte Umwelt, die zudem kulturell codiert ist. Im Vordergrund standen damit komplexe Artefakte und die ebenso komplexen Prozesse, die deren Entstehung ermöglichen; Architekturpsychologie ist seither immer auch Planungspsychologie. Durch diese Definition war nun allerdings auch eine herausgehobene Bezugsdisziplin festgelegt, nämlich die Architektur. Damit waren auch der Anspruch und die Notwendigkeit verbunden, von dieser Disziplin gehört zu werden, Theorien und Ergebnisse zu produzieren, die innerhalb der Bezugsdisziplin verstanden und als nützlich beurteilt wurden, Wege produktiver Kooperation zu finden und auch institutionell zu etablieren, sei es in der realen planerischen Praxis, sei es im theoretischen Metadiskurs, sei es im Rahmen der Ausbildung.

Dieser Anspruch konnte – aus unterschiedlichsten Gründen – niemals in dem Maße eingelöst werden, wie es nötig gewesen wäre, um die Architekturpsychologie dauerhaft zum notwendigen und nachgefragten Partner der Architektur zu machen. Und doch hält dieses Heft schon im Titel an diesem Anspruch fest. Die Wahl des Titels „Architekturpsychologie“ soll offensiv anzeigen, dass es hier tatsächlich um eine psychologische Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Facetten von Architektur

geht. Dabei wird Architektur verstanden als Profession, als Teil kultureller Produktion, als jener Ausschnitt der gebauten Wirklichkeit, der auch gestalterische Qualitäten einbezieht. Eine wesentliche theoretische und methodologische Folge dieser Festlegung besteht darin, dass auch die Wirkbeziehungen zwischen materieller Umwelt und menschlichem Erleben und Verhalten als kulturell vermittelt angelegt sind. Es geht nicht mehr primär darum, kausale Folgen räumlicher Entscheidungen zu untersuchen, um dann zu Empfehlungen zu kommen, wie eine „ideale“, menschengerechte Umwelt auszusehen hat. Es geht vielmehr in den meisten der im Folgenden vorgestellten Untersuchungen darum, unterschiedliche Aspekte der Perspektivität unserer Interaktion mit Architektur zu rekonstruieren. Architektur kann auf sehr unterschiedlichen Ebenen rezipiert werden: rein visuell und flüchtig aus dem Stadtraum heraus, sehr intensiv auf der Ebene alltäglicher Nutzung; phänomenal als Raumkunstwerk oder utilitaristisch als Anordnung von Handlungsmöglichkeiten etc. Diese verschiedenen Rezeptionsebenen hängen ihrerseits von Vorwissen, Interessen und Bedürfnislagen ab. Es gibt keine richtige oder optimale Sichtweise, es gibt nur unterschiedliche Perspektiven, die durch gezielte Gegenüberstellung in ihrer jeweiligen Spezifik herausgearbeitet werden können. Architekturpsychologie ist, so verstanden, der Versuch, diesen verschiedenen Perspektiven auf Architektur empirisch und theoretisch näherzukommen und sie so darzustellen, dass ArchitektInnen und andere an Planung und Herstellung von Architektur beteiligte Gruppen sie in ihre Überlegungen reflexiv einbeziehen können. Für diese Auffassung

Es geht in den vorgestellten Untersuchungen darum, unterschiedliche Aspekte der Perspektivität menschlicher Interaktion mit Architektur zu rekonstruieren

finden sich in den insgesamt acht Beiträgen zu diesem Schwerpunkt vielfältige Belege.

Der Beitrag von *Elisabeth Hefler* konzentriert sich auf einen sehr begrenzten Aspekt von Architektur, nämlich deren Betrachtung von außen, die Wahrnehmung der Fassade. Typologisch beschränkt sie ihr Augenmerk auf Wohngebäude in Blockrandbebauungen, also Fassaden, die als Teil geschlossener Straßenzüge erscheinen. Genau betrachtet, simuliert sie damit eher die Wahrnehmung von Stadt als die von Architektur im engeren Sinne. TeilnehmerInnen ihrer Untersuchung sind ausschließlich Laien, dadurch bleibt der Vergleich verschiedener Perspektiven zunächst implizit. Die Arbeit steht in einer langen Tradition umweltästhetischer Studien, und auch ihre Ergebnisse stützen im Wesentlichen die Befundmuster, die an anderen Stichproben und anderen Typologien gewonnen wurden. Bevorzugt werden ältere Fassaden in historischen Stilen gegenüber modernen bzw. postmodernen Fassaden; als besonders wichtig für das ästhetische Urteil erweisen sich Verzierungen und Gliederungselemente; abgelehnt werden „monotone“, als eintönig und langweilig empfundene Fassaden. Damit kommt nun allerdings der ExpertInnen-Laien-Vergleich ins Spiel, auch wenn ExpertInnen hier gar nicht explizit untersucht wurden. Denn zu offensichtlich ist es, dass aktuelle Architekturtendenzen gegenüber traditionellen, historischen Stilen von den TeilnehmerInnen weniger geschätzt werden. Dieser Befund, der in unterschiedlichen Abschattungen aus vielen weiteren Untersuchungen bekannt ist, muss für ArchitektInnen und PlanerInnen einen kontinuierlichen Fokus der Auseinandersetzung bilden, zumal in Zeiten, in denen die Forderung nach der Rekonstruktion historischer Gebäude bzw. ganzer

Innenstadtareale eines der wesentlichen öffentlichen Diskussionsthemen im Bereich von Architektur und Städtebau ist.

Alexander Keul vertritt durch seinen Beitrag ein weiteres traditionsreiches Forschungsfeld innerhalb der Architekturpsychologie, nämlich das der Gebäudeevaluation bzw. Post-Occupancy Evaluation (POE). Dieser Forschungsansatz und die dazugehörige Methodologie bilden seit Beginn der neueren Architekturpsychologie in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts einen grundlegenden Kernbestand psychologischer Auseinandersetzung mit der gebauten Umwelt, und auch hier besteht das Ziel im Wesentlichen darin, die „klassische“ Perspektive der ArchitektInnen und PlanerInnen zu erweitern bzw. zu ergänzen, indem die Sichtweise und die konkreten lebensweltlichen Erfahrungen der NutzerInnen mit den Gebäuden („nach Bezug“) systematisch erfasst und ausgewertet werden. Dabei spielt die ästhetische Wahrnehmung in der Regel eine untergeordnete Rolle und tritt hinter Aspekten der Raumnutzung und des technischen Funktionierens zurück. In dem Beitrag von Alexander Keul wird dieser Ansatz auf eine ganz aktuelle Fragestellung übertragen, nämlich auf die Akzeptanz von und die Interaktion mit sogenannten Passivhäusern. Hierbei handelt es sich um Wohnhäuser, die energetisch so ausgelegt sind, dass sie – bei „korrekter“ Nutzung – mehr Energie aufnehmen, als sie verbrauchen; eine technologische Innovation, deren beträchtliches Potenzial für Energieeinsparung und Klimaschutz aber nur dann voll ausgeschöpft werden kann, wenn die Sichtweise der NutzerInnen frühzeitig in die Planung einbezogen wird. Dies wird durch Keuls Untersuchung eindrucksvoll belegt und er kommt auf dieser Grundlage zu der Forderung, dass kommunikative Maßnahmen der Vermittlung von Technologie und Architek-

tur notwendig sind, um die Passung zwischen den räumlichen Angeboten und den Einstellungen und Kompetenzen der NutzerInnen zu erhöhen. Fehlen hingegen solche unterstützende Maßnahmen, so besteht die Gefahr, dass die Aneignungsprozesse an den technologischen Voraussetzungen vorbei geschehen und damit dysfunktional werden; das Einsparpotenzial bleibt unausgeschöpft und die Wohnzufriedenheit sinkt.

Das Thema der Aneignung, ebenfalls ein traditionsreiches Kernkonzept der neueren Architekturpsychologie, steht im Zentrum der Untersuchung, über die *Daniela Bauer* berichtet. Allerdings geht es hier um eine Form der Aneignung, die auf den ersten Blick „gegen“ die Architektur stattfindet, oder zumindest gegen die Intention der ArchitektInnen: Bauer untersucht Graffiti und Street Art als künstlerische Ausdrucksformen spezifischer urbaner „Szenen“. Dabei nimmt sie einen expliziten Vergleich der Perspektiven von ExpertInnen und Laien vor, wobei die ExpertInnen hier nicht ArchitektInnen und PlanerInnen, sondern aktive Graffiti-SprayerInnen sind. Dieser Untersuchungsansatz ist durchaus kontrovers; ob Graffiti und Street Art legitime Aneignungsformen städtischer Räume sind, ob sie gar als Kunstform betrachtet werden sollten, oder ob sie schlicht eine zu bekämpfende, illegale Form des Vandalismus darstellen, ist umstritten. Bauers Untersuchungsansatz stellt sich scheinbar auf die Seite derjenigen, die der ersten oder zweiten Position zuneigen. Tatsächlich ist er aber beschreibend und nicht wertend; die Tatsache, dass Graffiti und Street Art mittlerweile ein Gebiet beträchtlicher Expertise und Könnerschaft bilden, ist ebenso wenig zu bestreiten – und wird von Bauer differenziert aufgeschlüsselt – wie die, dass sie im realen Erscheinungsbild unserer Städte eine relevante Einflussgröße darstellen. Eine (ar-

chitektur-)psychologische Auseinandersetzung mit ihrer Wahrnehmung ist dadurch allemal gerechtfertigt; welche Schlüsse bezüglich Legitimität von und Umgang mit Graffiti aus diesen Befunden zu ziehen sind, steht auf einem ganz anderen Blatt.

Aneignungsprozesse stehen auch im Zentrum des Beitrags von *Andrea Petmecky*. Und auch sie untersucht diese Prozesse an einem Beispiel von hoher Aktualität und praktischer Bedeutung. Kindertagesstätten sind – wie Bildungsbauten insgesamt – eine Bauaufgabe, die in den letzten Jahren wieder verstärktes Interesse auf sich gezogen und eine lebhaft planerische Diskussion ausgelöst hat. Die Gründe dafür liegen vor allem in der allgemeinen bildungspolitischen Diskussion – ausgelöst vor allem durch die großen empirischen Schulleistungsstudien wie PISA, TIMMS, IGLU etc. – und den daraus abgeleiteten veränderten Anforderungen an Bildungsinstitutionen, die auch eine verstärkte Bautätigkeit nach sich zogen. Architekturpsychologisch liegt ein Interesse an Bauten für Kinder nahe, da davon auszugehen ist, dass diese aufgrund ihrer körperlichen und psychischen Voraussetzungen in besonderer Weise abhängig von geeigneten räumlichen Voraussetzungen sind, also quasi eine erhöhte Vulnerabilität durch ungeeignete Bedingungen unterstellt werden kann. Zudem stellt sich hier der Perspektivenunterschied zwischen PlanerInnen und NutzerInnen in besonders prägnanter Form dar. ArchitektInnen und Kinder im Alter zwischen 3 und 6 Jahren unterscheiden sich in fast jeder Hinsicht gravierend voneinander; zugleich ist zu vermuten (und wird durch Entwurfs Erläuterungen einschlägiger Projekte nahegelegt), dass die

Bildungsbauten sind eine Bauaufgabe, die in den letzten Jahren wieder verstärktes Interesse auf sich gezogen und eine lebhaft planerische Diskussion ausgelöst hat

meisten PlanerInnen – wie fast jede/r Erwachsene – unabhängig von jeglicher empirischer Forschung starke Auffassungen darüber haben, was Kinder in diesem Alter benötigen und wie sie die Welt sehen. Untersuchungen der Art, wie Petmecky sie hier präsentiert, können auf diesem Hintergrund möglicherweise als Realitätstest und Korrektiv dienen, zumindest wäre das zu wünschen. Petmecky stellt dann auch explizit die Perspektiven von ArchitektInnen, ErzieherInnen und Kindern einander gegenüber und fragt, wie sich durch Expertenurteil abgesicherte architektonische Qualität in der täglichen aneignenden Nutzung widerspiegelt. Eine solche Untersuchung stellt methodisch hohe Anforderungen, da Kleinkinder und Erwachsene unterschiedliche Operationalisierungen der untersuchten Konstrukte benötigen. Petmecky findet dafür kreative Lösungen und kommt am Ende zu differenziellen Aussagen über die Aneignungsprozesse bei ErzieherInnen und Kindern; während letztere von komplexeren, architektonisch hochwertigen Umwelten profitieren, fühlen erstere sich auch durch weniger qualitätvolle Umwelten zum Handeln herausgefordert. Die Studie von Petmecky eröffnet damit ein Diskussionsfeld, dem sehr zu wünschen ist, dass es durch weitere Untersuchungen fortgeführt und weiter aufgeklärt wird.

Während Petmecky im Feld konkrete Interaktionen von NutzerInnen mit ihrem Gebäude untersucht hat, scheint die Fragestellung der Studie von Rainer Guski auf den ersten Blick relativ weit weg von anwendungsbezogenen architekturpsychologischen Fragestellungen zu sein. Doch dieser Eindruck täuscht. Guski geht der Frage nach, ob Laien bei der Betrachtung von Gebäudefotos „stürzende“ Linien gegenüber korrigierten geraden Linien bevorzugen,

d.h. ob sie diese als „natürlicher“ empfinden. Die lebensweltliche Bedeutung dieser Fragestellung wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Bedeutung die Architektur fotografie (und im Übrigen auch die analoge fotorealistische Darstellung sog. „renderings“, also computergenerierter perspektivischer Darstellungen nichtrealisierter Entwürfe) für die tatsächliche Kommunikation über Architektur und architektonische Qualität hat. Architektur fotografie, so wie sie in Fachzeitschriften und Zeitungen veröffentlicht wird, folgt dabei eher künstlerischen als dokumentarischen Interessen und unterliegt festgelegten Codes; einer davon der, dass stürzende Linien nach Möglichkeit zu vermeiden sind. Eine weitere, durchaus umstrittene Regel lautet, dass die Fotografien angefertigt werden, bevor die Gebäude bezogen werden, und dass sie folglich weder Menschen noch Nutzungsspuren zeigen sollen. Diese – und weitere – Regeln und Gepflogenheiten führen zu einer erheblichen Diskrepanz zwischen fotografischer und alltäglicher Wahrnehmung, über deren Folgen für die Repräsentation und Kommunikation von Architektur immer wieder auch unter ArchitektInnen und PlanerInnen gestritten wird. Guskis Befunde – Laien bevorzugen tatsächlich geneigte Linien, begründen dies aber überraschenderweise damit, dass sie diese eher als „gerade“ wahrnehmen – werden die Gepflogenheiten der Architektur fotografie nicht auf den Kopf stellen, leisten aber einen äußerst interessanten Beitrag zu dieser wichtigen Diskussion.

Das *interdisziplinäre Rundgespräch*, das an der Schnittstelle zwischen den fünf Forschungsbeiträgen und den zwei Praxisberichten steht, betont die Bedeutung der Perspektivität schon allein dadurch, dass hier eine praktizierende Architektin, ein Soziologe und ein Umweltpsychologe aufeinander treffen. Es ist spannend zu lesen, wie im Ge-

sprach die unterschiedlichen disziplinären Standpunkte zu ganz unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen, Ansprüchen und Bewertungen führen. Dabei wird schon eingangs deutlich, dass wir es bei Architektur und Planung mit einem Bereich zu tun haben, bei dem die Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen keineswegs geklärt oder gar etabliert und durch konsensuelle Rollenzuschreibungen abgesichert ist; es geht zunächst einmal darum, ganz grundsätzlich abzutasten, was von einer Zusammenarbeit an Gewinn zu erwarten wäre, und ob nicht die Multiperspektivität auch ohne Multidisziplinarität zu haben ist, etwa dadurch, dass ArchitektInnen, dem alten Selbstbild der GeneralistIn folgend, psychologische und soziologische Überlegungen sowieso schon immer in ihre Planung integrieren. Im weiteren Gesprächsverlauf wird dann die schwierige Frage diskutiert, auf welche Weise räumliche Umwelt und psychosoziale Faktoren überhaupt interagieren. In welchem Ausmaß kann und sollte Architektur überhaupt Identität schaffen, inwiefern kann Stadtplanung soziale Mischungen determinieren, ist es überhaupt sinnvoll, Nutzergruppen und ihre Bedürfnisse im Detail zu erforschen, um Planung daran zu orientieren, oder führt eine solche Vorstellung einer engen Interaktion zu neuen, falschen Bindungen, die – inflexibel und starr – dann wieder an den sich kontinuierlich verändernden Anforderungen vorbeigehen? Schnell lässt sich ein Konsens erreichen, dass das Verhältnis von Psychologie (bzw. den Sozialwissenschaften) und Architektur kein sozialtechnologisches sein kann in dem Sinne, dass die empirische Erforschung von Bedürfnissen und Wahrnehmungen den ArchitektInnen verbindliche Handlungsanweisungen für den Entwurf liefert, die diese dann nur umzusetzen bräuchten. Die Rolle der Architektur ist dafür viel zu komplex und möglicherweise besteht das Potenzial

von Soziologie und Psychologie für die ArchitektInnen eher darin, Anregungen zur kontinuierlichen Reflexion des eigenen Wahrnehmens und Tuns zu geben, die auf den öffentlichen Diskurs mit den BürgerInnen vorbereiten. Ein Untersuchungsergebnis wie das oben beschriebene von Hefler ist sicher nicht so zu lesen, dass Architekten nun wieder beginnen sollten, historistisch oder im Jugendstil zu bauen. Aber es gibt doch interessante Hinweise darauf, welche Sensibilitäten zu berücksichtigen sind, wenn umstrittene Themen wie die Wiederaufbauplanung des Dresdener Neumarkts oder die Rekonstruktion der Frankfurter Altstadt im Umfeld des Domes auf der Tagesordnung stehen.

Die beiden dem Rundgespräch folgenden Praxisberichte schließen nahtlos an diese Fragestellungen an. Zunächst berichtet *Katja-Annika Pahl* über ein innovatives Lehrkonzept, das sich ganz explizit zum Ziel gesetzt hat, ArchitektInnen schon während der Ausbildung mit einer anderen Perspektive zu konfrontieren, in der Absicht, die Fähigkeit zur Kommunikation über Fächergrenzen hinweg frühzeitig und systematisch zu entwickeln. Allerdings geht es in diesem Fall nicht um die Perspektive der NutzerInnen oder BürgerInnen, sondern um jene von angehenden HandwerkerInnen. Das beschriebene Lehrprojekt greift damit ein Thema auf, dessen immense Bedeutung oft grob unterschätzt oder schlichtweg ignoriert wird. ArchitektInnen und HandwerkerInnen sind im Berufsleben auf eine gelingende Kommunikation essenziell angewiesen; die Qualitätsverluste, die daraus resultieren, dass Planungen in der Ausführung nicht adäquat umgesetzt werden, dürften in ihren

Möglicherweise besteht das Potenzial von Soziologie und Psychologie für die ArchitektInnen eher darin, Anregungen zur kontinuierlichen Reflexion des eigenen Wahrnehmens und Tuns zu geben

ähnlich gravierend sein wie diejenigen, die auf Fehler in früheren Phasen der Entwurfsplanung oder auf eine fehlerhafte Kommunikation mit den BauherrInnen und NutzerInnen zurückzuführen sind. Solche Qualitätsverluste können entstehen, weil die ausführenden Handwerksbetriebe nicht motiviert sind, die Planung der ArchitektIn umzusetzen, oder weil sie nicht vollständig verstehen, was von

Eine Vermittlung zwischen den Perspektiven, sprachlichen und darstellerischen Gepflogenheiten von ArchitektInnen und HandwerkerInnen ist sinnvoll und auch unter Alltagsbedingungen implementierbar

den ArchitektInnen intendiert ist, oder weil die Entwürfe von vornherein ausführungspraktische Einschränkungen nicht berücksichtigten. Eine Vermittlung zwischen den – durchaus sehr unterschiedlichen – Perspektiven, sprachlichen und darstellerischen Gepflogenheiten von ArchitektInnen und HandwerkerInnen ist daher sinnvoll und, wie der Praxisbericht zeigt, auch unter realistischen Alltagsbedingungen implementierbar. Das Praxisprojekt ist zudem ein schönes Beispiel dafür, dass ArchitektInnen davon profitieren können, Anregungen aus der architekturpsychologischen Literatur aufzugreifen, und in der Lage sind, diese dann in interdisziplinärer Zusammenarbeit (hier: mit einer Pädagogin) didaktisch umzusetzen.

Bei dem zweiten Praxisbericht ist ein Einfluss der Architekturpsychologie wesentlich schwerer nachzuweisen. Der Architekt und Stadtplaner *Christoph Kohl* stellt die holländische Stadt Brandevoort vor, eine gänzlich neu entstandene Kleinstadt mit Stadtkern und -teilen, die ausdrücklich traditionelle Vorstellungen von Stadtplanung und Architektur aufnimmt und sich dadurch von der gängigen modernen Praxis des Städtebaus absetzt. Das Beispiel Brandevoort ist inner-

halb der planerischen Fachwelt äußerst umstritten und markiert ein besonders exponiertes Beispiel einer Seite einer Diskussion, die seit Jahren mit Verve und beizeiten massiver Polemik geführt wird. Christoph Kohl zeichnet die wesentlichen Argumente dieser Auseinandersetzung nach und greift dabei argumentativ auch auf zahlreiche psychologische Konzepte zurück. Er setzt an mit der sehr grundlegenden Frage nach dem heutigen Selbstverständnis der Disziplin Architektur und der paradoxen Rolle, die Innovation und Originalität dabei spielen. Seiner Ansicht nach kollidiert die innerhalb der Architektur seit langem übliche Bevorzugung der Innovation gegenüber der Tradition fast zwangsläufig mit den berechtigten Wünschen der BürgerInnen nach Identität, Geborgenheit und Heimat. Kohl schildert Brandevoort auch als Beispiel einer neuen Planungskultur, die viel frühzeitiger als sonst üblich die verschiedenen Beteiligten an einen Tisch gebracht hat, darunter auch die HandwerkerInnen. Der Aspekt der handwerklichen Ausführungsqualität, der im Beitrag von Pahl im Zentrum stand, spielt bei einer „neo-traditionalistischen“ Architekturauffassung, wie sie sich in Brandevoort zeigt, eine besonders gewichtige Rolle. So führt der Text von Kohl noch einmal viele der Aspekte und Themen aus den vorherigen Beiträgen zusammen und bezieht Stellung zu wesentlichen Aspekten der aktuellen städtebaulichen Debatte. Dass manches dabei nur angedeutet werden kann, und dass die Position von Kohl keineswegs neutral und unparteiisch ist, versteht sich von selbst.

Abgerundet werden die Beiträge zum Schwerpunkt durch eine Rezension von insgesamt sechs Lehrbüchern, Sammelwerken und Einführungen in die Architekturpsychologie, die in neuerer Zeit (in den Jahren 2004 bis 2009) erschienen sind und unter-

schiedliche, aber sich ergänzende Einblicke ins Thema bieten. Zusammengekommen geben die Beiträge dieses Heftes einen vielgestaltigen Überblick über aktuelle architekturpsychologische Fragestellungen und Methoden und zeigen, dass dieses Teilgebiet innerhalb der Umweltpsychologie nach wie vor seine Berechtigung und Bedeutung hat. Der Einfluss der gebauten Umwelt auf menschliches Erleben und Verhalten ist immens; der Einfluss bewusst gestalteter Architektur auf die gebaute Umwelt bleibt gewaltig. Architektur ist auf psychologische Forschung und Beratung nicht essenziell angewiesen; aber es gibt dennoch zahlreiche entwicklungsfähige Schnittstellen, an denen Psychologie dazu beitragen kann, architektonische Ziele besser zu realisieren. Das zeigen die hier vorgelegten Beiträge. Wir erhoffen uns von ihnen auch Anregung zur Nachahmung: Es wäre schön, wenn auch zukünftig und außerhalb von einschlägigen Schwerpunktheften kontinuierlich architekturpsychologische Beiträge in der Zeitschrift Umweltpsychologie erschienen.

Kontakt

Prof. Dr. Riklef Rambow
Fachgebiet Architekturkommunikation
Fakultät für Architektur
Karlsruher Institut für Technologie (KIT)
Englerstraße 7
76131 Karlsruhe
E-Mail: riklef.rambow@kit.edu

Uwe Peter Kanning

Von Schädeldeutern und anderen Scharlatanen

Unseriöse Methoden der Psychodiagnostik

Sind Menschen, deren Gesicht einem Schaf ähnelt, dumm? Kann man aus einer Handschrift etwas über die Begabungen des Schreiberlings ableiten? Spiegelt die Lieblingsfarbe, die Abfolge der Buchstaben im Namen oder das Geburtsdatum die verborgene Natur eines Menschen? - Nein, natürlich nicht. All dies ist kompletter Blödsinn. Dennoch lässt sich mit derlei Aberglauben gutes Geld verdienen.

Ein ganzes Heer von Scharlatanen bietet Leichtgläubigen und Orientierungslosen seine fragwürdigen Dienste an. Heiratswillige sollen durch den Einsatz pseudowissenschaftlicher Methoden etwas über die Erfolgswahrscheinlichkeit ihres Vorhabens erfahren, Eltern die spezifischen Begabungen ihrer Sprösslinge erkennen. Unternehmen wiederum verspricht man eine Durchleuchtung ihrer Bewerber. Keine Methode scheint hinreichend absurd, als dass sie nicht genügend Anhänger und Opfer finden könnte, um sich wider alle Vernunft zu behaupten.

Das vorliegende Buch stellt sechs unseriöse Methoden der Psychodiagnostik vor und geht der Frage nach, mit welchen "Psychotricks" ihre Nutznießer arbeiten. Es richtet sich an all jene, die wissen wollen, obwohl Glauben doch so viel leichter wäre.

**236 Seiten, ISBN 978-3-89967-603-7,
Preis: 25,- €**



PABST SCIENCE PUBLISHERS

Eichengrund 28, D-49525 Lengerich
Tel. ++ 49 (0) 5484-308, Fax -550
E-mail: pabst@pabst-publishers.de
Internet: www.pabst-publishers.de,
www.psychologie-aktuell.com